

GOTTES NEUE WELT – PREDIGT ZU OFFENBARUNG 21,1-7

- Wermelskirchen-Tente, 20. November 2016 (Ewigkeitssonntag) -

„Die Gnade unseres Herrn Jesus Christus und die Liebe Gottes und die Gemeinschaft des Heiligen Geistes sei mit euch allen. Amen.“

Liebe Gemeinde,

ich hoffe, dass das niemanden schockiert, aber auch ein Pfarrer liest nicht nur die Bibel. Ich jedenfalls lese gerne auch mal einen Krimi; am liebsten die Klassiker, Sherlock Holmes und Father Brown, Hercule Poirot und Harry Kermelmann und die anderen. Leider leidet darunter manchmal die Nachtruhe, aber was soll man machen, wenn's einen so richtig packt...

Und nicht nur das: Manchmal, wenn die Spannung auf dem Höhepunkt ist, dann kann ich mich nicht beherrschen und blättere zum Ende vor, um schon mal nach der Auflösung zu schauen. Ich weiß, wahrscheinlich ein Anzeichen von schlechtem Charakter oder so. Trotzdem finde ich: Oft macht das Wissen um die Auflösung die Erzählung erst so richtig spannend: Wie kommt der Meisterdetektiv wohl auf die Lösung? An welcher Stelle komme ich selbst auf die richtige Spur? Hätte ich den Fall genauso gelöst? Die guten Erzählungen verlieren oft gar nichts, wenn man ihr Ende kennt. Und wenn uns beiden, also Sherlock und mir, dann die Aufklärung gelungen ist, schlage ich das Buch befriedigt zu und fahre mit meinem gewöhnlichen Leben fort, das in der Regel nicht ganz so spannend ist. Und werde mir sehr deutlich bewusst, dass das allerdings ein gravierender Unterschied ist zwischen einer guten Geschichte und meinem Leben: Ich kann eben nicht mal hinten nachschauen, wie es ausgeht.

Der heutige Ewigkeitssonntag, die Erinnerung an unsere Verstorbenen – das erinnert uns schmerzlich daran, dass unser Leben nun mal kein abgeschlossener Roman ist, dessen Ende schon feststeht, dessen Ausgang wir durch schnelles Blättern nachschauen könnten. Wir leben unser Leben, müssen es leben, ohne einen Blick auf das Ende werfen zu können. Und ob ein Leben – nach menschlichen Maßstäben – gut war, gelungen, ob sich der Kreis vollendet, oder ob es unvollendet, abgebrochen, vielleicht brutal zerrissen endet – das wissen wir nicht vorher und kön-

nen es nicht wissen. Der Blick auf die letzte Seite unseres Lebens bleibt uns verwehrt.

Was wir aber machen können: Wir können unseren Blick über unser einzelnes Leben hinausheben und das große Ganze in den Blick nehmen. Was uns persönlich verwehrt ist, erlaubt uns die Bibel: Einen Blick aufs Ende zu werfen, auf das Ende der Geschichte. Wir können, ja wir dürfen ohne schlechtes Gewissen einen Blick auf die letzten Seiten des Buches Gottes werfen und nachschauen, wie alles ausgehen wird, was uns jetzt, in unserer menschlichen Perspektive, noch verworren und unklar erscheint. Wir hören den Predigttext aus dem letzten Buch der Bibel, der Offenbarung des Johannes, aus dem 21. Kapitel; wir hören – und wir sehen, was der Seher sieht:

„Und ich sah einen neuen Himmel und eine neue Erde; denn der erste Himmel und die erste Erde sind vergangen, und das Meer ist nicht mehr. Und ich sah die heilige Stadt, das neue Jerusalem, von Gott aus dem Himmel herabkommen, bereitet wie eine geschmückte Braut für ihren Mann. Und ich hörte eine große Stimme von dem Thron her, die sprach: Siehe da, die Hütte Gottes bei den Menschen! Und er wird bei ihnen wohnen, und sie werden sein Volk sein und er selbst, Gott mit ihnen, wird ihr Gott sein; und Gott wird abwischen alle Tränen von ihren Augen, und der Tod wird nicht mehr sein, noch Leid noch Geschrei noch Schmerz wird mehr sein; denn das Erste ist vergangen.“

Und der auf dem Thron saß, sprach: Siehe, ich mache alles neu! Und er spricht: Schreibe, denn diese Worte sind wahrhaftig und gewiss! Und er sprach zu mir: Es ist geschehen. Ich bin das A und das O, der Anfang und das Ende. Ich will dem Durstigen geben von der Quelle des lebendigen Wassers umsonst. Wer überwindet, der wird es alles ererben, und ich werde sein Gott sein und er wird mein Kind sein.“

I. Vision der Erfüllung, Bilder des versöhnten Endes. Sichere Gewissheit, mehr als bloße Vermutung. Getroste Zuversicht. Und: Bilder *meiner* Zukunft! Meine Geschichte gehört hinein. Anders als im Krimi, den ich zuschlug und aus der Hand lege, zieht mich diese Vision, dieses Bild in sich hinein. Ich komme darin vor. Diese Zukunft ist meine Zukunft! Es ist die Zukunft der Versöhnung des Zerbrochenen, ist die Zukunft der ge-

trockneten Tränen, die ich jetzt noch weine, die Zukunft der Gottesnähe, die ich jetzt nur gebrochen erfahre, gebrochen und angefochten. Meine Zukunft, so ungewiss und unbekannt, wie sie in diesem Leben immer bleiben wird, ist geborgen in der größeren Zukunft Gottes. Er gibt diese Welt und mit ihr auch mich nicht verloren; er lässt nichts vergessen sein. Was lösen diese Bilder aus in dir? Und wie gehe ich damit um?

Zwei Wege sehe ich, zwei Weisen, damit umzugehen. Ich kann den Vorhang schnell wieder schließen und das Bild verdrängen. Reibe mir die Augen und mache weiter wie bisher. Weitermachen wie bisher, das heißt: Ich will mich nicht verunsichern lassen, will mich dem Schmerz nicht aussetzen, den die noch ausstehende Versöhnung mir zumutet. Nehme lieber den Spatz in der Hand als die Taube auf dem Dach; will sagen: Klammere mich an *dieses* Leben und lasse die Zukunft auf sich beruhen. Enttäuschung, Schmerz und Gebrochenheit lasse ich nicht an mich herankommen, versuche es jedenfalls, und ringe dafür *diesem* Leben ab, was es zu bieten hat. Wer die Zukunft nicht mit diesem Leben verknüpfen kann oder will, wer sie sich bestenfalls für später aufbewahren möchte, der muss freilich die Gegenwart um so fester in die Hände nehmen und sich an ihr festkrallen, muss sein Leben hier und jetzt gewinnen, um jeden Preis. Und verfällt gerade so der Macht des Todes und des Zerbrechens. Wem das Licht der Stadt Gottes nicht schon in diesem Leben leuchtet, muss seine eigenen Fackeln gegen die Dunkelheit anzünden – und steckt damit nicht selten die Welt in Brand, weil er, weil sie Ewigkeit schon jetzt will, weil Schmerz und Gebrochenheit sonst kaum zu ertragen wären. Dann muss mir mein Leben, dieses eine Leben, bereits zum Himmel werden – und wird allzu oft doch nur zur Hölle.

Dietrich Bonhoeffer hat das so ausgedrückt: *„Alles erraffen oder alles wegwerfen, das ist die Haltung dessen, der fanatisch an den Tod glaubt. Wo aber erkannt wird, dass die Macht des Todes gebrochen ist, wo das Wunder der Auferstehung und des neuen Lebens mitten in die Todeswelt hineinleuchtet, dort verlangt man vom Leben keine Ewigkeiten, dort nimmt man vom Leben, was es gibt, nicht alles oder nichts, sondern Gutes und Böses, Wichtiges und Unwichtiges, Freude und Schmerz; dort hält man das Leben nicht krampfhaft fest, aber man wirft es auch nicht leichtsinnig fort, dort begnügt man sich mit der bemessenen Zeit und spricht nicht irdischen Dingen*

Ewigkeit zu, dort lässt man dem Tod das begrenzte Recht, das er noch hat.“

Das wäre die andere, die bessere Wahl: Von der kommenden, endgültigen Versöhnung her zu leben, zu wissen, dass Gott alle Tränen trocknet, lässt mich auch Unversöhntes ertragen und meine Tränen ehrlich weinen. Nicht diesem Leben die Unendlichkeit abpressen zu wollen, sondern in aller Unfertigkeit getrost sein zu können, das vermag das Bild, der Blick aufs Ende, der uns heute morgen gestattet wird. *„Dem Tod das begrenzte Recht zu lassen, das er noch hat“* – und nicht Unsterblichkeit zu verlangen und vorzugaukeln, das wäre ein Leben aus der Kraft des Blickes durch den Vorhang.

Wer so lebt, leidet weiter, leidet vielleicht um so mehr an der Endlichkeit, der eigenen und der schmerzlich an anderen erfahrenen. Wer so lebt, verzichtet auf den schützenden Panzer, der das Unangenehme abwehren will, aber das Leben erstickt. Wer mit dem Bild der Hoffnung lebt, trauert um das, was noch ist und nicht mehr ist. Und weiß sich zugleich geborgen in Gottes Zukunft, die vollenden wird, was wir nur beginnen können und höchstens ahnen. Der / die kann aber gerade darum mit dem Unfertigen, dem Nicht-Perfekten, dem Gebrochenen und dem Fragment leben und weiterleben, weil er / sie die Vollendung in Gottes guten Händen weiß und sie nicht erzwingen muss.

Mit dem Unfertigen fertig werden und weiter zu leben – dazu kann uns, dazu will uns dieser Blick aufs Ende, der gelüftete Vorhang helfen. Ob es auch tatsächlich gelingt?

II. Und dann ist da noch die Vision der neuen, der göttlichen Stadt. Unmöglich, diese neue Stadt zu sehen, ohne unsere eigene Stadt vor Augen zu haben. Unmöglich, dass uns der harte Gegensatz von alt und neu nicht ins Auge springt. Hier, auf unserer Seite der Zukunft, die Realität: Da sind Armut und Überfluss, Verschwendung und Not oft nah beieinander. Menschenfreundlichkeit und Unmenschlichkeit, Liebe und Hass stoßen sich oft hart und schmerzlich. Dort, auf der anderen Seite, das ganz andere, das Gelungene, Vollkommene, das Versöhnte und Befriedete. Eine Sehnsucht wird geweckt durch das Bild des Neuen, des ganz anderen. Sehnsucht und Ahnung davon, dass nicht sein müsste, was doch ist: Unsere Stadt, unsere Städte wie sie sind in ihrer Gottfer-

ne und mit leerem Herzen. Erst angesichts dieses Bildes wird uns so recht bewusst, was uns und unseren Städten fehlt: Dass Gott in unserer Mitte wohne, dass er das Herz unserer Stadt sei. Dass wir – alle, die wir in dieser Stadt leben! – sein Volk seien und er unser Gott. Dass Tränen nicht seien und Leid und Geschrei, Not und Schmerz nicht herrschen. Wie ‚alt‘, vergänglich unsere Stadt ist, wie zerbrochen unsere Realität – hier, vor diesem Bild, wird es uns erst recht bewusst. Der Schmerz des guten Endes sitzt um so tiefer, je mehr wir an dem leiden, was ist und doch nicht sein sollte. Nochmals die Frage: Was löst das Bild bei uns aus? Und wie gehen wir damit um?

Wieder besteht hier die Gefahr: Ich schließe den Vorhang, reibe mir die Augen, schüttle mich ein-, zweimal, und mache weiter wie bisher. Um das Aufrührerische, das Beunruhigende der Vision nicht an mich herankommen zu lassen, lasse ich mir – auch hier! – einen Panzer wachsen, der mich schützt gegen das Alte, gegen die gottlose Realität meiner Stadt, lasse die Zukunft Zukunft sein, möglichst fern und unnahbar, allenfalls brauchbar für Grabsteine und Gedenkreden. Dann finde ich mich ab mit der gottfernen Realität und suche mir ein Plätzchen, an dem der Wind nicht ganz so kalt weht und die Härte des Lebens etwas gemildert wird. Das ist der Kirche immer wieder gelungen: Sich häuslich einzurichten in der bösen Welt, sich mit ihr zu arrangieren, sogar von ihr zu profitieren und ansonsten aufs Jenseits zu vertrösten. Das bleibt immer eine Gefahr – vielleicht sogar *die* große Gefahr und Versuchung der Kirche: Gott Gott und die Welt Welt sein zu lassen und die Versöhnung, die Stadt Gottes aufzubewahren fürs Ende, dann, wenn hier nichts mehr zu retten ist.

Ich bin aber überzeugt: Gott hätte uns die Vision, den Blick durch den Vorhang, nicht erlaubt, wenn wir das Bild fortan nicht im Herzen tragen sollten, um damit und danach zu leben. Wie kann ich um Gottes Zukunft wissen, ohne meine Gegenwart daran zu orientieren? Wohlgemerkt: Die Grenze bleibt, das Neue ist nicht unser Werk. Nicht wir schaffen Gottes neue Welt, nicht wir bauen seine Stadt. Aber darauf *zu* arbeiten, zu ihr *hin* leben, das können wir und – ich bin sicher – das *sollen* wir. Wie könnte es auch anders sein, als dass uns das Wissen um das gute Ende beflügelt und anspricht.

Wer einen Blick auf Gottes neue Welt geworfen hat, kann sich mit der alten, wie sie ist, nicht einfach mehr zufrieden geben. Der / die kann der Frage nicht mehr ausweichen, was anders sein könnte, weil es anders sein müsste, weil nicht gut ist, was ist. Nicht, dass wir Gottes neue Welt zu schaffen hätten; davor haben wir uns vielmehr zu hüten, denn auch dabei kommt selten mehr als eine schlechte Kopie, in der Regel weit Schlimmeres heraus. Aber Gottes neuer Welt, seiner versöhnten Stadt *entgegen* zu gehen, ihr entgegen zu *arbeiten*, das ist nicht verboten, das ist vielmehr geboten, dazu treibt uns das Bild, das wir einmal sehen durften und nicht wieder vergessen können.

Mit der nötigen Gelassenheit können wir so in Angriff nehmen, was dringend der Änderung bedarf, was ein Skandal ist, weil es nie und nimmer Gottes Wille sein kann: Dass unnötige Tränen geweint werden, dass sinnloses Geschrei sich erhebt, dass verhinderbares Leid gelitten wird, dass der menschengemachte Tod seine Ernte hält. Das, was wirklich nicht zu ändern ist, ertragen – und das, was zu ändern ist, ändern, so weit unsere Kräfte reichen: Das vermag das Bild der Stadt Gottes in uns, wenn wir es nur nicht wieder verdrängen, sobald die Predigt zuende und die Bibel wieder zugeschlagen ist.

Noch einmal Dietrich Bonhoeffer: „*Es mag sein, dass Gott morgen wiederkommt. Dann wollen wir getrost unser Werkzeug aus der Hand legen. Bis dahin aber hören wir nicht auf, für die neue Welt Gottes zu arbeiten.*“

Möge uns die Vision des guten Endes, das Vorblättern auf die letzten Seiten des Buches Gottes die Hoffnung geben, die nötig ist, um mit unserem Leben fortzufahren, in aller Gebrochenheit. Möge uns das Bild des versöhnten Endes, der neuen Stadt, der abgewischten Tränen, begleiten: An Tagen der Trauer und des Weinens, aber auch an Tagen der Freude und der Erfüllung. Möge uns die Sehnsucht auf das was kommt, Kraft geben zur Veränderung dessen, was ist, aber nicht sein sollte. Ohne falsche Verbissenheit, aber mit allem Einsatz, den die Sache wert ist: Gottes neue Welt!

„*Und der Friede Gottes, der höher ist als alle unsere Vernunft, bewahre unsere Herzen und Sinne in Christus Jesus. Amen.*“